

Weltoffenheit steht für Neugier und Respekt, ist aber auch ein politischer Kampfbegriff. Unsere Autoren erörtern in ihrem Chat, wo zur Schau gestellte Offenheit in ideologische Borniertheit kippt

«Wer sich Weltbürger nennt, ist mir suspekt»

Gerhard Schwarz

Der Ökonom ist Präsident der Progress Foundation und Mitglied des publizistischen Beirats der NZZ. Er leitete von 2010 bis 2016 die liberale Denkfabrik Avenir Suisse. Zuvor war er während vieler Jahre Chef des Wirtschaftsressorts der NZZ.

René Scheu: Gehen wir gleich in medias res. Bist du weltoffen?
Gerhard Schwarz: Ich habe in fünf Ländern auf zwei Kontinenten gelebt, drei lebende Sprachen gelernt und bin beruflich viel gereist. Das prägt.

RS: Nachvollziehbar. Aber man kann sich dennoch mental eingeln. Wie haben diese Erfahrungen deine Einstellung gegenüber der Welt verändert?
GS: Veranstaltest du hier ein Verhör?
RS: Nein. Ich will's nur wirklich wissen.
GS: Nun, wer andere Menschen und Kontexte kennt, entwickelt irgendwann ein Verständnis für die Möglichkeit anderer Lebensformen. Wäre nicht das eine gute Definition – Weltoffenheit als eine Art siebter Sinn für Alternativen zur eigenen Lebensführung?

RS: Nicht schlecht. Andererseits – kennst du jemanden, der freiwillig von sich behauptet, er sei nicht weltoffen, also weltverschlossen?
GS: Das kaum, aber es gibt schon Menschen, die die Vielfalt der Welt nicht fasziniert oder die sie nicht sehen. Eine Bekannte meiner Eltern konnte die Reise lust meines Vaters nicht verstehen und meinte lapidar: Haus ist Haus, und Baum ist Baum.

RS: Der Begriff begann seine Karriere in den 1990er Jahren. Seither gibt es keine Stadt, keine Universität, keine kulturelle Institution, die nicht ein Loblied auf die Weltoffenheit anstimmt.

GS: Der Begriff ist die Begleitmusik zu Urbanisierung und Globalisierung. In den 1980er und 1990er Jahren erlernten immer mehr die Lingua franca des Englischen und leisteten sich Reisen. Der Tourismus in die Schweiz nahm zu, das Warenangebot wurde internationaler, die Kultur, vom Film bis zur Populärmusik, wurde globaler. Das weitet den Horizont. Und es macht zuweilen überheblich.

RS: Wie das?
GS: Jene, die Weltoffenheit hauptsächlich im Munde führen, versuchen jene, die die eigene Identität hochhalten, intellektuell und moralisch zu diffamieren. Wer nicht weltoffen gegenüber allem und jedem ist, gilt als rückständig und hinterwäldlerisch oder – noch schlimmer – nationalistisch, protektionistisch und fremdenfeindlich.

RS: Das Ideal ist die totale Weltoffenheit. Aber daraus folgt der



totale Relativismus – alles ist gleich viel oder wenig wert. Am Schluss kann man nichts mehr unterscheiden.
GS: Totale Weltoffenheit – das ist ein inhaltsleerer Begriff und insofern eine Ideologie.

RS: Und wir beide betreiben hier Ideologiekritik?
GS: Ja. So sieht's aus. Doch im Ernst: Zum einen halte ich den Wunsch nach der Kontrolle des eigenen Hauses für etwas zutiefst Menschliches. Das spricht nicht gegen Gastfreundschaft, gegen Offenheit, sondern dafür, aber eben mit Grenzen, denn ohne Grenzen geht es nicht. Zum anderen vertrete ich die These, dass die Globalisierung nur nachhaltig gelebt werden kann, wenn sie ihren Ausgleich in der Verankerung in einer berechenbaren und überschaubaren Umgebung findet,

Wer nicht offen gegenüber allem und jedem ist, gilt als hinterwäldlerisch.

Gerhard Schwarz

in so etwas Altmodischem wie Heimat.

RS: Weltoffenheit und Heimatorientierung, Verbundenheit und Eigenständigkeit sind also keine Gegensätze, sondern dialektisch aufeinander bezogen?
GS: Nur wer weiss, wer er ist, kann der Welt offen begegnen. Wer sich voller Stolz einen Weltbürger nennt, ist mir suspekt. Das ist eine Überforderung. Ich kenne viele, die sich mit grosser Souveränität in allen Teilen der Welt bewegen. Sie geniessen das, aber sie sind auch entwurzelt. Sie hadern daher manchmal nicht nur mit ihrer Herkunft, sondern auch mit diesem Fehlen des Ankers.

RS: Wer Weltoffenheit als Bekenntnis predigt, gehört wie alle anderen auch zu einem Stamm – dem Stamm der angeblich Weltläufigen. Ja oder nein?
GS: Jein. Viele halten ihre Art von Weltoffenheit für einen Ausdruck der Breite des Geistes und weltumspannender Brüderlichkeit: eine Welt, eine Menschheit, ein Friede. Aber diese Haltung ist insofern geradezu provinziell, als jene, die so denken, sich am liebsten unter ihresgleichen bewegen.

RS: Brutal, aber wahr. Wie hängen Multikulti und Weltoffenheit zusammen?
GS: Weltoffenheit sollte heissen: Respekt und Neugier für das, was auf dieser diversen Welt geschieht – ohne, dass wir es unbedingt im eigenen Haus haben wollen oder gar für das eigene Leben als gleichwertig und gültig betrachten. Was du Multikulti nennst, postuliert, dass man das Zusammenleben unterschiedlichster Kulturen an einem Ort möglich machen sollte, etwa in Berlin, Wien oder Zürich, und das ohne Assimilation. Das mag bei geringer Zuwanderung möglich sein, aber bei grösseren Zahlen ist es fatal.
RS: Was braucht es für ein gutes Zusammenleben?
GS: Einen grossen Wertekonsens und die uneingeschränkte Akzeptanz der Rechtsordnung. Dann ist die kulturelle Vielfalt bereichernd. Aber man kann nicht Leute aus anderen Kulturen, die hier leben, wegen dieser Andersartigkeit vor dem Recht anders behandeln als Einheimische.
RS: Die Schweiz ist über Wirtschaft, humanitäre Hilfe und Gute Dienste mit der ganzen

Warum gibt es dann keine liberale Gegenerzählung zur Ideologie der Weltoffenheit?

René Scheu

Welt verbunden, zugleich bietet sie ihren Bürgern eine unverwechselbare Heimat, die sie so sehr selbst gestalten können wie sonst nirgends auf der Welt. Ist also die Schweiz das Beispiel eines wirklich weltoffenen Landes?
GS: Schön gefragt! Mich enttäuscht zunehmend, dass linke Intellektuelle keinen Blick für solch dialektische Zusammenhänge haben. Du hast nicht erwähnt, dass die Schweiz, wenn man von wirklichen Spezialfällen absieht, mit dem höchsten Anteil an ausländischer Wohnbevölkerung – gegen 30% sind im Ausland geboren – hervorsticht, mit einer rekordhohen Grenzgänger-Beschäftigung und aufgrund der Vielsprachigkeit mit einer ausserordentlichen kulturellen Vernetzung. Kein Nachbarland kann da nur annähernd mithalten. Die

René Scheu

Der Philosoph ist Geschäftsführer des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) in Luzern. Von 2016 bis Juni 2021 leitete er das Feuilleton der NZZ. Zuvor war er Chefredaktor und Herausgeber des Magazins «Schweizer Monat».

Schweiz verdankt seit Jahrhunderten ihren Zuwanderern sehr viel, in Wissenschaft, Kultur und Wirtschaft, gerade auch deswegen, weil sie nie unkontrolliert offen war.

RS: Warum gibt es dann keine überzeugende liberale Gegenerzählung zur Ideologie der Weltoffenheit?
GS: Diese Frage muss man an vielen Fronten stellen. Neben der Mutlosigkeit und dem Drang, mit dem Zeitgeist zu segeln, gibt es eine inhaltliche Erklärung. Wir Liberale sind für freien Welthandel und freien Kapitalverkehr. Wir sind auch für den Schutz des Eigentums. Die Bürger eines Landes sind gewissermassen die Eigentümer der Kollektivgüter eines Landes, nicht nur der materiellen Infrastruktur, sondern auch des immateriellen Vermögens, der Rechtsordnung, des geistigen Erbes, der Art des Zusammenlebens. Sie haben daher das Recht, ja die Pflicht, darüber zu entscheiden, mit wem und zu welchen Bedingungen sie dieses Volksvermögen teilen wollen. Das vergessen viele Liberale leider.

RS: Volksvermögen – echt jetzt?
GS: Klar. Das kulturelle Erbe erachte ich sogar als wichtiger als das ökonomische – es ist antrainiert, über Jahrhunderte eingeübt und von unschätzbarem Wert. Wir sollten es bewahren.

RS: Liberale sprechen unter Berufung auf Karl Popper gern von der offenen Gesellschaft – auch so ein Allerweltswort ohne Inhalt?
GS: Nein!

RS: Warum nicht? Du hast das Schlusswort.
GS: Die zentrale Botschaft von Poppers «Die offene Gesellschaft und ihre Feinde» lautet: Freiheit und Menschlichkeit sind bedroht, wenn die freie Meinungsäusserung verunmöglicht wird und die einfachen Menschen geringgeschätzt werden. Diese Gefahr des Totalitarismus droht, wenn man an unabänderliche historische Gesetze glaubt, Utopien verfolgt, die Welt ganzheitlich oder kollektivistisch sieht und glaubt, im alleinigen Besitz der Wahrheit zu sein. Europa und die USA gehen mit ihrer Fixierung auf den Ökologismus und die Identitätspolitik in diese Richtung.

RS: Was hilft dagegen?
GS: Mentale Offenheit. Auf sie kommt es an – existenziell.